

Über die Vorteile emotionshistorischer Perspektiven auf lesbische Biografien

Benno Gammerl

Zusammenfassung

Allzu oft privilegiert die Homosexualitätenforschung innerhalb ihres Feldes bestimmte Positionen und Strategien, während sie andere Phänomene aus dem Blick verliert. Historische Arbeiten zur zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts prägt meist die Unterscheidung zwischen dem scham- und angstbesetzten Sich-Verbergen der Nachkriegshomophilen und dem selbstbewusst-stolzen Sich-Zeigen von Lesben und Schwulen seit 1969, also *post-Stonewall*. Diese Meistererzählung der Befreiung ist mitnichten gänzlich unzutreffend. Allerdings verleitet sie einerseits dazu, die Vielfalt der Homosexualitäten – in oder jenseits emanzipativer Bewegungen, unter Frauen oder unter Männern, in Großstädten oder auf Dörfern – auszublenden. Andererseits trennt die Befreiungserzählung Geheimhaltung und Offenheit allzu säuberlich voneinander und übersieht deswegen die Gleichzeitigkeit von Scham, Stolz, Angst, Selbstbewusstsein, Verzweiflung und Zuversicht sowohl vor als auch nach 1969. Einen Zugang zu diesen spannungsreichen Erfahrungswelten eröffnen emotionshistorische Perspektiven auf biografische Erzählungen von Lesben und Schwulen. Deren damalige gemischte Gefühle erinnern daran, wie sich heutiges LSBTIQ*-Leben abspielt – zwischen Nostalgie und Hoffnung, Wut und Lethargie, Leid und Glück.

Homosexualitätenforschung funktioniert nicht unabhängig von politischen Ansprüchen und Projekten. Das ist meiner Meinung nach eine ihrer Stärken. Allerdings läuft die Erforschung der Homosexualitäten aufgrund ihrer politischen Dimension ständig Gefahr, unreflektiert bestimmte Phänomene und Entwicklungen als homosexuellen Normalfall vorzuschreiben. Dabei geht gelebte Vielfalt verloren.

Dass solche Verengungen der Perspektive oft mit politischen Wertungen verknüpft sind, zeigt ein Blick auf den Umgang mit der Geschichte der 1970er Jahre. Hier dominiert häufig eine heroische Emanzipationserzählung, die vom Ausbruch aus der Unterdrückung und vom langen Kampf um Freiheit und Gleichberechtigung berichtet. Die emotionshistorische Variante dieser Geschichte erzählt dementsprechend davon, wie Homosexualität im Nachkriegsdeutschland noch mit

Scham und mit Ängsten verknüpft war. Erst seit 1970 hätten Lesben und Schwule allmählich gelernt, sich selbstbewusst und stolz zu ihrem gleichgeschlechtlichen Lieben zu bekennen.

Diese Darstellung ist nicht falsch. Aber, und darauf möchte ich heute die Aufmerksamkeit lenken, sie tendiert dazu, bestimmte Gruppen auszublenden. Diese, wie man sie nennen könnte, Randfiguren der Emanzipationserzählung haben uns jedoch einiges mitzuteilen, sodass es sich lohnt, ihnen ein wenig genauer zuzuhören und nachzuspüren.

Zu diesen Randfiguren gehören, erstens, diejenigen männerliebenden Männer, die sich den Ansprüchen und den Taktiken der radikalen Emanzipationsbewegung verweigerten und sich häufig ohne subversive Gesten des Aufbegehrens mit ihrer Lebenssituation arrangierten. Der 1943 geborene Herr Weber beispielsweise distanziert sich im Interview mit mir ganz explizit von diesen »Studenten« und den »politisch Engagierten«. Als Kaufmann passte er da nicht dazu. Außerdem fühlte er sich in der »Halbszene« wohler, wo er »wirklich verletzte Leute« traf, die »sehr schwermütig waren ... [und] sehr viel getrunken haben«. Herr Weber selbst trank auch sehr viel. Denn – so erzählt er rückblickend – in den 1970er Jahren habe er zwar sein bisheriges »Zwitterleben« überwunden, das eine düstere Nachtexistenz hinter einer braven Fassade verbarg. Aber obwohl er seine Homosexualität nach außen nun offensiv zeigte, hatte er »innerlich ... immer noch nicht akzeptiert, dass ich schwul bin«. Erst mit Anfang 50, also in den 1990er Jahren habe er sich im Zuge einer Alkohol-Entzugs-Therapie »entschieden, mich so zu nehmen, wie ich bin«.

Das emanzipative Erfolgsnarrativ ist, zweitens, deutlich großstädtisch geprägt. In vielen Erzählungen fallen der Ausgang aus der Unfreiheit und der Eintritt ins emanzipierte Homo-Leben biografisch mit der Flucht vom Dorf in die Stadt zusammen. Demgegenüber geraten die Erfahrungen von Dorfbewohner_innen aus dem Blick. Der 1957 geborene Herr Wisneck distanziert sich beispielsweise ganz explizit von der Schnelllebigkeit und Oberflächlichkeit der städtischen Schwulenszene. Stattdessen lobt er die Bodenständigkeit und Offenheit des Lebens auf dem Land, wo Freundschaften und Beziehungen aus seiner Sicht dauerhafter und intensiver waren.

Auch die 1954 geborene Frau Lehmann lebt sehr gern mit ihrer Partnerin auf dem Dorf, wo ein rasches »du willst bestimmt meine Frau sprechen« am Telefon oder das Herzeigen des »gemeinsame[n] Schlafzimmer[s]« bereits provozierend wirken: Da »haben die Leute zwar geschluckt, aber sie haben's geschluckt«. Aus städtischer Perspektive mag es überraschen, dass Frau Lehmann es »absolut toll« findet, »zu zweit als Paar« am Dorfleben teilzunehmen – vom Tanzkurs über die Gymnastikgruppe bis zum Adventsbasar. Einerseits vermutet Frau Lehmann, dass

sie dabei sehr genau, mitunter auch abschätzig beobachtet wird und dass sie mit ihren Klagen über die Diskriminierung von Homosexuellen den anderen Dorfbewohner_innen auf die Nerven geht. Andererseits berichtet sie aber auch von unerwarteter Unterstützung, von der überraschenden Anwesenheit des »halb[en] Dorf[es]« bei ihrer Verpartnerung und davon, wie erfreuliche »normal« alles sei. Frau Lehmann betrachtet diese Ambivalenzen ihres Lebens auf dem Land allerdings nicht als problematisch, sondern eher als ganz selbstverständlich.

Die dritte Gruppe – neben den Dorfbewohner_innen und denjenigen, die mit den Bewegungen der 1970er Jahre wenig am Hut hatten –, die leicht aus dem Blick gerät, wenn man sich auf den erfolgreichen Weg von der Scham zum Stolz konzentriert, sind lesbische und feministische Aktivistinnen. Heteronormative Regime der Sichtbarkeit erschweren Frauen ganz generell den Zugang zur Öffentlichkeit. Die gefühlshistorische Perspektive auf »Gay Pride« und Stolz liefert eine weitere Erklärung für die langlebige Marginalisierung frauenliebender Frauen. Denn das emotionale Muster des Stolzes ist eng mit Vorstellungen von Männlichkeit verknüpft. In den von mir geführten Interviews sind es meist männliche Gesprächspartner, die in ihren Erzählungen eine erfolgreiche berufliche Karriere und eine glückliche Entwicklung des Privatlebens so mit den emanzipativen Errungenschaften verweben, dass sich daraus ein stolzer und zufriedener Rückblick auf die biografische Leistung ergibt.

Ganz anders fügen sich die verschiedenen Dimensionen in der Lebenserzählung von Frau Otte, geboren 1967, ineinander. Auch Frau Otte hätte – sozusagen objektiv gesehen – allen Grund, »stolz« zu sein: Trotz großer Probleme hat sie sich eine gute berufliche Position erarbeitet und gegen starke Widerstände hat sie sich zu ihrem Lesbischsein bekannt. Außerdem hat sie sich im lesbischwulen Kontext intensiv politisch und kreativ engagiert. Schließlich gelang es ihr auch, ihre hinter einer coolen Fassade versteckte Schüchternheit zu überwinden und eine Liebesbeziehung aufzubauen, die sie glücklich macht.

Allerdings erzählt Frau Otte ihr Leben gerade nicht auf diese zielstrebige und selbstbewusste Weise. Stattdessen betont sie wiederholt ihre Orientierungslosigkeit und wie sie sich mitunter durch ihr Leben treiben ließ. Den Beginn ihres politischen Engagements bringt sie beispielsweise mit ihrer anfänglichen Unfähigkeit in Zusammenhang, intime Kontakte zu anderen Frauen aufzunehmen. Frau Otte inszeniert sich also nicht wirklich als stolze Lebenskünstlerin, sondern eher als eine Gebeutelte, die es trotzdem immer wieder irgendwie geschafft hat.

Ich möchte keinesfalls behaupten, dass es keine stolzen Frauen gibt. Aber das Narrativ von der stolzen Überwindung der Scham – darauf kommt es mir an – ist stark von einem bestimmten Männlichkeitsmuster geprägt. Deswegen tendiert die emanzipative Erfolgsgeschichte dazu, weibliche Perspektiven zu übersehen.

Neben solchen gruppen-, raum- oder geschlechterspezifischen Varianten blendet das Erfolgsnarrativ von der Scham zum Stolz ganz generell solche Gefühlslagen

aus, die man als gemischt oder ambivalent bezeichnen könnte. Herrn Webers Melange aus extrovertiertem Zeigen und innerem Hadern mit der eigenen Homosexualität oder Frau Ottos Nebeneinander von Ängstlichkeit und Selbstbewusstsein verweisen bereits auf solche zwiespältigen emotionalen Konstellationen.

Ganz ähnlich wie bei Frau Otte mischen sich auch im narrativen Selbstentwurf von Frau Opitz, geboren 1955, die widersprüchlichen Züge einer unsicheren und einer starken Persönlichkeit. Zumindest auf den ersten Blick wird ihre Erzählung geprägt von einem Zwiespalt zwischen ihrem ängstlichen Zögern bei der Festlegung auf eine lesbische Identität und ihrer selbstbewussten Behauptung, sie sei kein »Mensch, der sich mit Gegebenheiten ungefragt abfindet«. Allerdings zeigt sich bei genauerem Hinsehen, dass hier unterschiedliche Begriffe von Unsicherheit im Spiel sind. Man kann in abschätziger Weise von Wankelmut sprechen, wenn Menschen vor einem eindeutigen Coming-out zurückschrecken, vermeintlich weil sie Angst vor gesellschaftlicher Verfolgung und Ausgrenzung haben. Mit dem Begriff »Geschmeidigkeit« kann man dasselbe Verhalten in ein viel positiveres Licht rücken. Es erscheint dann als persönliche Stärke, die es erlaubt, auf – angesichts der Unvorhersehbarkeit der Zukunft – falsche Beständigkeitshoffnungen zu verzichten, wie sie beispielsweise in der Festlegung auf eine angeblich dauerhafte sexuelle Identität zum Ausdruck kommen. Aus dem Changieren zwischen diesen beiden Interpretationen von Unsicherheit resultiert die ambivalente, ängstlich-selbstbewusste Gefühlslage, welche die Erzählung von Frau Opitz prägt.

Die Lebensgeschichte des 1944 geborenen Herrn Meyer verweist ebenfalls auf einen emotionalen Zwiespalt, der dem erfolgreichen Übergang von der Scham zum Stolz zuwiderläuft. In seiner Erzählung kollidiert die Begeisterung über sexuelle Abenteuer mit dem Motiv der unerfüllten und sehnsuchtsvollen Liebe. Letzteres verdeutlicht eine Passage über seine, wie er sagt, »erste Begegnung [...] mit einem Mann«. Während der zehn- oder elfjährige Herr Meyer am Fluss spielte, kam ein Erwachsener »mit 'ner Lambretta« angefahren, zog sich eine Badehose an und bat den Jungen, ihm den Rücken einzucremen. Wiederholt betont Herr Meyer, dass »gar nichts geschah«. Dennoch bezeichnet er dieses Erlebnis als »prägende Situation«: »Das hat mich eigentlich immer sehr fasziniert. Und ich hab immer gewünscht, Mensch, [...]«. An dieser Stelle bricht Herr Meyer den Satz ab, um

zunächst zu erwähnen, dass er die Sache seinen Eltern verschwieg. Erst ein wenig später formuliert er den Wunsch, den er damals hegte: »Ich fand's auch (.) später immer, so, ach, hätte der mich doch MITgenommen.«

Dieses Motiv der unerfüllten, sehnsuchtsvollen Liebe findet sein sexualisiertes Gegenstück in einer biografischen Schlüsselszene, die sich ungefähr zehn Jahre später auf der Toilette eines großstädtischen Bahnhofs abspielte:

»Ich weiß noch, da war ein älterer Mann, der dort, wo hier doch laufend Publikumsverkehr an Bahnreisenden, 'nem anderen einen abgelutscht hat. [...] also, Herr Gammerl, ich kann es gar net so beschreiben, ne. [...] sprachlos aber doch bewundernd oder verrückt, was man vielleicht auch als bunt oder unerhört, ah, ich glaube alles, diese ganzen Gefühle, von unerhört bis geht doch nicht [...] (atmet tief ein) ja, das, ich würde mal sagen, das war ein Schlüsselmoment, dass ich [...] also wirklich massive Sexualität outdoor erlebt habe.«

Obwohl Herr Meyer sich selbst sicherlich nicht als unglücklichen Menschen beschreiben würde, liegt doch eine gewisse Tragik in dem Zwiespalt zwischen romantischer Sehnsucht und sexueller Umtrieblichkeit, denn Herrn Meyers Wunsch nach einer »Lebenspartnerschaft«, die das sexuelle mit dem romantischen Paradigma in Einklang gebracht hätte, blieb unerfüllt. Dementsprechend klingt auch Wehmut mit, wenn Herr Meyer auf die Errungenschaften der schwulen Emanzipationsbewegung blickt:

»Häufig bin ich ein bisschen neidisch, wenn ich diese jungen Leute [...] sehe. Das ist ja, da kommt, die sind, das sind Teenies, Jungens, die knutschen da. Und denk, verdammt noch mal, das hättest auch gern, dass die frank und frei ohne schlechtes Gewissen haben zu müssen [...] halt sich in Arm nehmen und da rumknutschen oder so was. [...] ich trauere schon danach, dass ich mit 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20 niemand hatte.«

Solche ambivalenten Gefühlslagen verdeckt die heroische Befreiungserzählung. Mir geht es jedoch nicht darum, dieses Narrativ als Lüge zu entlarven. Ich bin der Überzeugung, dass es in den 1970er Jahren einen Aufbruch gegeben hat, der entscheidend zur Verbesserung der gesellschaftlichen Position von Lesben und Schwulen im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts beigetragen hat. Es geht mir vielmehr darum, darauf zu achten, was verloren geht, wenn man sich allzu ausschließlich auf diese emanzipativen Erfolge konzentriert. Diese Verengung des Blickwinkels ist historiografisch bedenklich, weil Historiker_innen prinzipiell allen Facetten ihres Gegenstands das gleiche Interesse entgegenbringen sollten, bevor sie nach deren Aus- und Wechselwirkungen fragen. Gleichzeitig ist sie auch politisch bedenklich, weil Scheuklappen immer das Risiko bergen, die erst auf den

zweiten Blick erkennbaren Potenziale bestimmter Phänomene zu übersehen. So könnte die Aufmerksamkeit für emotionale Ambivalenzen es uns heute erlauben, schmerzhaftere Erinnerungen an Unterdrückung und Verfolgung zu bewahren, und gleichzeitig auf eine bessere Zukunft zu hoffen, ohne uns von dieser Hoffnung auf zukünftiges Glück allzu sehr vom gegenwärtigen Leid ablenken zu lassen.